

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 32 (1942)

Heft: 32

Rubrik: Der Berner Schriftsteller-Verein stellt seine Mitglieder vor

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Berner Schriftsteller-Verein stellt seine Mitglieder vor

„Den Dichter wähle, wie du einen Freund wählst“

In Burgdorf geboren am 2. Februar 1896, verbrachte Helene Wirth ihre ersten Lebensjahre, die licht und sorgenfrei waren. Jeder Tag des neu zu entdeckenden Lebens war für das Kind mit einem wundersamen Schleier seliger Verträumtheit umhüllt. Leider war die Ehe ihrer Eltern nicht glücklich. Sie wurde getrennt, als sie sieben Jahre zählte. Sie wurde mit ihrem Bruder der Mutter zugesprochen. Die Mutter war eine tapfere Frau. Wie oft, wenn Helene des Nachts in ihrem Bette aufwachte, sah sie sie über ihre Näharbeit gebeugt emsig Stichlein um Stichlein durch das Gewebe ziehend — sie nähte um das tägliche Brot. Da gab es für die kleine Träumerin ein anderes Aufwachen. Der wundersame Schleier, mit dem die Dinge bisher umgeben waren, fiel, und sie entdeckte, dass das



Helene Wirth

Geboren am 2. Februar 1896 in Burgdorf, von Ursenbach, Buchhalterin, Lützelfüh i. E.

Leben ein Kampf, ein unerbittlicher Kampf ist. Dies war eine niederdrückende Entdeckung. Oftmals, wenn sie an einem schönen Garten vorbeiging, murrte in ihrem Kinderherzen eine leise Stimme: nicht arm sein, nur nicht arm sein. Das Eingangskapitel der „Gärten Gottes“, wo Klein-Uli sich gegen die Armut auflehnt, stammt aus jener Zeit. Mit der Auflehnung gegen die Armut wuchs auch der Wille zu ihrer Ueberwindung. In drei Welschlandjahren besuchte sie Abendkurse zu ihrer Weiterbildung und ersparte sich während derselben Zeit das Geld zum Besuch einer Handelsschule. Helene Wirth fand darauf eine gutbezahlte Stelle und sie hatte so die Freude, ihrer geliebten Mutter einen

schönen, sorgenfreien Lebensabend zu bieten. Sie hatte etwas erreicht, doch die Stimme, jene verträumte, helle, aus den ersten Kinderjahren und die leise, ganz dunkle, aus den Schuljahren, klangen weiter in ihr. So begann sie zu schreiben. Mit klopfendem Herzen sandte sie ihre Erzählung „Der Weg der Margret Wenger“ an Rudolf von Tavel und welche Freude, als dieser die Arbeit für die „Garbe“ annahm und sie mit gütigen Worten zu weiterem Schaffen ermunterte. Dieser Erzählung folgten weitere, die dann in Buchform erschienen sind. Da erkrankte ihre Mutter und starb nach vier Jahren schweren Leidens. Helene Wirth lag darauf viele Wochen im Spital. — Und da geschah es, dass ihr die Erkenntnis wurde: der Sinn des Lebens liegt nicht in Aeusserlichkeiten. Es kann eines arm sein und krank — und dennoch glücklich. Diese Melodie schwang über all ihrem Tun und durchdrang ihr ganzes Leben. Da griff sie wieder zur Feder.

Das Buch „Die Gärten Gottes“ entstand, von dem Professor Dr. Theophil Spörri, Zürich, der Autorin schrieb: „Es ist ein schönes, reines Kunstwerk. Sie werden viele Menschen damit glücklich machen. Manche Seiten haben mein Literaturprofessorenherz ergriffen.“

Aus „Die Gärten Gottes“

„Du könntest uns jetzt noch etwas vorspielen“, wandte sie sich darauf an ihren Bruder.

„Heute nicht“, lehnte Toni ab und in seinem Gesicht trat plötzlich ein müder, ein hoffnungslos müder Zug deutlich hervor. „Das Klavier kommt durch das Studium etwas zu kurz“, fügte er mit einem schwachen Versuch, seine Weigerung ins Scherzhafte zu ziehen, hinzu.

„So spiel du uns doch etwas, Onkelchen“, schmeichelte das Mädchen. Es erhob sich und legte den Arm um Doktor Brands Schulter.

„Gern, wenn es dir Freude macht, mein Kind“, lächelte er. „Was soll es sein?“

„Vielleicht die 24 Präludien von Chopin“, schlug Toni Strittmatter vor.

Sie begaben sich nun ins Musikzimmer hinüber, wo der offene Flügel stand und schöne Frauen aus breiten Goldrahmen auf sie niederschauten.

Uli kam auf einen der niedrigen Polstersessel, in die man tief versank, neben Annemarie Strittmatter zu sitzen. Doktor Brand nahm am Flügel Platz und nachdem er Toni mit einer freundlichen Gebärde gebeten hatte, die Blätter des Notenheftes zu wenden, begannen seine schmalen und dennoch kraftvollen Hände dem Instrument Töne zu entlocken. Melodien erstanden. Fragen, leise schmerzliche Fragen lösten sich davon los. Gegenstimmen antworteten. Harmonien und Dissonanzen rauschten empor, verklangen und zerrannen, wie kleine Wellen in der Unendlichkeit des Meeres sich verlieren. Ueber Uli kam es wie eine Erlösung. Der grosse, ernste Mann dort am Flügel verlieh mit seiner Musik dem Ausdruck, was in der Brust des Jungen leise sang, ungestüm garte und leidenschaftlich begehrte. Ob die Annemarie, seine holde Göttin auf dem hohen Sockel, die Sprache der Musik wohl auch verstand? Seine gesunde Sinnlichkeit verlangte danach, nach diesen tiefgründigen Offenbarungen, die herzwarm aus einem Innersten kamen, dem geliebten Mädchen noch etwas näher zu sein. Schüchtern, fast linkisch schüchtern, legte er seine breite, kräftige Hand auf die Polsterlehne ihres Sessels. Er erschrak über seine Kühnheit. Denn das war nun schon fast so, als ob er die Geliebte in seinen Armen hielte. Da kitzelte eine kleine, vorwitzige Locke ihres seidigen Haares seinen Handrücken. Er hielt den Atem an. Und es wurde ihm selig, ganz unwirklich selig wurde ihm dabei zu Mut. Und jetzt? Jetzt schmiegte sich eine warme, eine flaumigweiche Mädchenwange an diese seine grosse, ungeschlachte Hand. Wie eine Betäubung kam es über ihn. Er musste die Augen schliessen, weil ihm schwindlig wurde vor Glück. Seine Seele schwoll mit den Klängen, die durch den Raum vogten, zu einer andächtig feierlichen Melodie an und zerschmolz dann in einem Gefühl unsäglichlicher Glückseligkeit. Sie hatte also seine heimliche Offenbarung

verstanden. Sie liebte ihn. Und es gab jetzt einen Menschen, der zu ihm, auf immer zu ihm gehörte.

An diesem Abend ging er wie ein Träumender nach Hause. Was kümmerte ihn der kalte Nordwind, was scherten ihn die wirbelnden Schneeflocken? Er spürte eine seidige Locke, eine flaumigweiche Mädchenwange an seiner Hand. Das stolze, schöne Mädchen liebte ihn! Eine wunderstille Unruhe bedrängte sein Blut und sang und klang wie selige Musik in seinem Herzen.

Helene Wirth.

Erschienene Werke: „Der Weg der Margret Wenger“, Verlag Heinrich Majer, Basel, 1932. „Von Armut und Liebe“, Verlag Heinrich Majer, Basel, 1933. „Die Gärten Gottes“, Gotthelf-Verlag, Zürich, 1939.

Clara Nobs-Hutzli, geboren am 11. Juni 1885 in Zweisimmen, wo sie nur die drei ersten Monate ihres Lebens verbrachte, wuchs in dem herrlich gelegenen Gerzensee auf, wo sie bis zu ihrem vierzehnten Jahre blieb. Die Familie war zahlreich. Clara hatte sieben Geschwister, von denen sie aber drei durch den Tod verlor. Im Jahre 1899 kam sie nach Bern, wo sie die Sekundarschule und die Fortbildungsklasse besuchte. Später studierte sie an der Hochschule in Bern und bestand das Fachexamen. Während drei Jahren amtierte sie als Sekretärin bei Prof. Jadassohn, worauf sie sich verheiratete und sieben Jahre mit ihrem Manne in Aarwangen verbrachte, wo dieser Lehrer war. Seither lebt Clara Nobs-Hutzli in Bern.

Die auf dem Lande verbrachte Kindheit, betreut von einer feinsinnigen Mutter war von bestimmendem Einfluss. Sie begann schon früh kleine, unbeholfene Sachen zu schreiben, um starkes, kindliches Gefühl abzureagieren und die Schule, die aufforderte und veranlasste, Gedanken festzuhalten, half mit, diese Neigung zu verstärken. Bestimmende Eindrücke ihres Lebens waren, wie Clara Nobs-Hutzli sagt, das überwältigende Erlebnis des Raums, der Weite, der Ferne beim ersten Anblick eines fremden Dorfes. Das erschütterndste Erlebnis ihrer Jugendzeit war der frühe Tod einer Freundin aus einer Patrizierfamilie, deren Freundschaft und Umgebung viel Schönes, aber auch viel Verwirrendes in ihre Jugendjahre brachten und sie während einiger Zeit gleichsam aus ihren natürlichen Bahnen und Grenzen warfen. Die Uebersiedlung nach der Stadt war gleichbedeutend mit der Vertreibung aus dem Paradies und der Tod einer Schwester, verbunden mit einem schreckhaften, ihm vorangehenden mystischen Erlebnis, der Ankündigung ihres Todes durch abendliches Klopfen an der Wohnungstüre, liess sie das Uebersinnliche erahnen.

Literarische Studien an der Hochschule haben ihr Verhältnis zum Schrifttum vertieft und zwei grössere Reisen den Raum geweitet. Kurse der Volkshochschule erhalten den Kontakt mit geistigen Bezirken. Die Arbeit an der Programmgestaltung der Volkshochschule stellt Clara Nobs-Hutzli neben der häuslichen Tätigkeit auf den Boden der Wirklichkeit, der für den Menschen nötig ist.

Das Baumgesicht

Clara Nobs-Hutzli.

Von dem Sitzplatz an meinem Tisch fällt mein Blick in die Krone eines Apfelbaums. Sonne und Wind, Bewegung und Licht zaubern manch liebliches Bild in seine Aeste, das in Wirklichkeit nicht vorhanden ist und sich auflöst, wenn man aufmerksam hinschaut. Eines Tages sah ich wieder einmal versonnen und gleichsam blicklos ins grüne Blattgewirr, das sich wohlighin sonnte — da sah ich sie zum ersten Mal, die Baumnymphe. Dicht über dem Stamm, wo sich die Aeste abzweigten, erblickte ich ein feines Antlitz, schmal und blass, mit hochgezogenen Brauen, mit einem seltsamen, haubenartigen Aufputz und einem unbegreiflich aufgerissenen Mund. Die Wirklichkeit war so überzeugend und heftig, dass ich zu lauschen begann, ob nicht ein Schrei hörbar würde. Ich wusste es gleich, dass es eine Nymphe war, eine Baumnymphe, ihr Haupt, das aus dem Körper des Baumes allein sichtbar hervorragte, während ihr Körper im Leib des Baumes gefangen war. War es darum, dass sie schrie, mit weit aufgerissenen Mund, mit erstarrtem Schrei, der gefroren in der Luft zu hangen schien. Oder weshalb mochte sie schreien?

Es ist ein seltsames Gefühl des neuzeitlichen Menschen, der etwas dergleichen erlebt, zugleich weiss, dass seine Gesichte zufällige Gebilde



Clara Nobs-Hutzli

Geboren am 11. Juni 1885 in Zweisimmen, von Seedorf, Hausfrau und Sekretärin der Volkshochschule Bern, Pilgerweg 6, Bern.

sind, ein Spiel von Licht und Luft und körperlichen Dingen, die in spielerischer Zufälligkeit sich begegnen — und gleichzeitig des alten Menschen in uns, des tausendjährigen, der aus den vergangenen Zeiten heraustritt und glaubt, was er sieht, Erscheinung und Wirklichkeit nicht zu trennen vermag, sieht und glaubt, ohne fragen zu müssen. Ich erlebte die Geburt der Baumnymphe, ihre Erschaffung durch den Menschen, den uralten Zauber der Dinge, ihre Belebung und ihre Beseelung.

Baumnymphe — sagte ich, und ich fühlte das Erschrecken des kindhaften Menschen, der erlebt, dass um ihn verborgenes Leben ist, nicht immer sichtbar, aber aufleuchtend, wenn seine Stunde da ist. Ich wusste, es musste mein Geheimnis bleiben, es durfte nicht besprochen und keinem der andern Hausbewohner mitgeteilt oder gar gezeigt werden, sonst würde es vergehen und mir entzogen bleiben, weil ich unwürdig war, es zu wissen, unfähig, über die heimlichen Dinge zu schweigen. Das alles ist uns aus dem Märchen bekannt, die vieles wissen, das uns verborgen ist.

Ich habe die Baumnymphe den ganzen Sommer über besessen, Monate lang — ich musste nur den bestimmten Platz einnehmen, von dem aus allein sie sichtbar war. Auch dies war ein Geheimnis und ich empfand es so. Ich sah sie jeden Tag, suchte sie, freute mich an der Heimlichkeit, ganz allein etwas zu besitzen, das andern versagt und verborgen war, aber den stillen Schreck über den schmerzhaft aufgerissenen Mund habe ich nie ganz verloren. Warum mochte sie schreien, wen rief sie an, auf welche Weise mochte es möglich sein die Gefangene zu erlösen? Dieses freilich habe ich nicht erfahren dürfen, mir war nur beschieden, sie zu sehen.

Ich war so gewöhnt an ihr Bild, an unsere stumme Zwiesprache, die Wochen, Monate dauerte, dass ich traurig war wie beim Verlust eines Menschen, als sie mich im Spätherbst verliess. Sie hat sich lange tapfer gewehrt, ihr Antlitz wurde immer kleiner und undeutlicher, blässer und verwischer, so dass ich sie am Ende kaum noch zu erkennen vermochte. Es schwand unaufhaltsam dahin, und eines Tages war es ganz verschwunden, zurückgekehrt in den Baum, aus dem es sich mit dem Frühlingslaub gehoben hatte, um eine andere Seele zu rufen, vom Geheimnis zu reden, das uns umgibt und allenthalben nach Erlösung ruft.

Der Baum ist nun ein Baum geworden, wie tausend andere, besteht aus Stamm und entlaubten Aesten, deren Aufgabe es war, viele Äpfel zu tragen.

Die Nymphe ist in das Jahrtausend heimgekehrt, aus dem sie etwas widerrechtlich hervorglitt und darum ist es mir jetzt gestattet, von ihr zu erzählen. Ich störe keinen Zauber mehr, berühre keine heilige Schwinge.

Erschienene Werke: „Die Weidenflöte“, Gedichtband, Verlag Francke A.-G., Bern.